

Nerven heilen (Rosalies Heimkehr)

Paul Auer

„Seht doch hin, gnädiger Herr – das, was da steht, sind keine Riesen, sondern Windmühlen.“

Miguel de Cervantes

An einem schönen Frühlingstag tapste Peter Bernkopf mit einem violetten Lederkoffer in der Hand von einem rostigen Dampfschiff. Er betrachtete das Wartehäuschen an der Anlegestelle, verblüfft, dass es ihm so vertraut erschien. Niemand sonst war an Land gegangen, und der Fahrkartenschalter war verwaist, so konnte er den Unterstand betreten und mit geschlossenen Augen den Duft des Holzes einatmen, ohne deswegen scheel angesehen zu werden. Zwar mischten sich Uringestank und solcher abgedämpfter Zigaretten in den Luftstrom; nichtsdestotrotz verlor sich Bernkopf in Bildern von wild gewordenen Kindern, die mit erhitzten Gesichtern und verschwitztem Haar den Heimweg von der Schule durch Raufereien und Fangenspielen in die Länge zogen. Zuhause angekommen, würden sie die Schultaschen in eine Ecke schleudern, das Essen hinunter schlingen und gleich wieder nach draußen rennen, Banden gründen, gar den alten Leuchtturm an der Nordküste erobern ... von Expeditionen in das Schloss hingegen, das wusste Bernkopf, würden sie Abstand nehmen.

Noch im Jubel der Sieger, die sich weit aus den Fenstern des Leuchtturmes lehnen, grölen, ihre Hemden ausgezogen haben und schwenken, ist ein Klopfen auf das Dach des Wartehäuschens zu hören, ein lang gezogenes Räusperrn. Die Körper der Kinder zerbröselten, wurden von einem Windstoß aufgewirbelt und über die Hügel der Insel hin zu jenem Friedhof geweht, wo Helene und Rosalie im Schatten eines Olivenbaums begraben lagen.

Bernkopf öffnete die Augen, trat aus dem Wartehäuschen, sah zur im Zenit stehenden Sonne; gnadenlos grinste sie ihn an. Mit hängendem Kopf ging er in den Ort hinein.

Ist er ein Gast?

Er trägt das Hemd eines Bauern.

Ist es ein Traum?

Zu deutlich scheint das Hämmern der Schreibmaschine.

Ist dies der Wahnsinn?

Der bedrohlich über mir schwebt, seitdem ich die Insel zum ersten Mal verlassen habe.

Immer wieder.

Von den Häusern am Hauptplatz bröckelte der Putz, und die meisten Fenster waren verbarrikadiert, aus Feigheit, wie Bernkopf mutmaßte: Die Leute weigerten sich den abgeschlagenen Kopf in der ausgestreckten Hand eines steinernen Edelmannes zu sehen, aus dessen Mund braunes Wasser in den Brunnen sickerte. Die Schaufenster des Bäckers, der Boutique und des Krämerladens waren mit ausgebleichten Zeitungsseiten verklebt, das Tabakgeschäft hatte geschlossen, und dem geschwungenen Schriftzug oberhalb des Kinoeingangs fehlten die beiden ersten Buchstaben. Abends türkisblau leuchtend, hatte jener dem Platz in Helenes Augen mondänes Flair verliehen.

Lediglich die Tür zum Espresso stand offen. Vielleicht, weil junge Männer ihre Mädchen nach dem Film immer noch auf einen Eisbecher einladen – und wirklich: Die Kirchenglocken begannen zu läuten, Bernkopf aber vergaß darauf, die Schläge zu zählen, sah er doch die jungen Männer mit ihren Mädchen an der Hand das Espresso verlassen und in Richtung Schloss verschwinden. Dort würden sie durch das Portal schleichen, am Hauptgebäude vorbei eilen und sich zwischen den dahinter liegenden Pavillons scheinbar verlieren, euphorisch, weil sie dem Kindesalter entwachsen waren. In einer Frühlingswiese versinken sie.

Das Glockengeläute verebbte, aus den Gassen rundum kullerten Stimmen auf den Hauptplatz; das Feuern der Sonne. Bernkopf umschloss den Griff des Lederkoffers fester und taumelte in das Espresso.

Ich presse meine Stirn an die Fensterscheibe. Sein Gesicht ist gegerbt. Ich kneife die Augen zusammen. Seine Hände sind rissig. Ich klopfe an das Glas. Es kümmert ihn nicht. Ich betrete mein Zimmer, stelle mich hinter ihn. Es kümmert ihn nicht. Ich rieche seine salzige Haut. Den Schweiß harter Arbeit, den sein Hemd aufgesogen hat. Der Qualm seiner Zigarette kratzt meine Augen. Der Geruch seines schwarzen Kaffees macht mich müde. Das Hämmern der Schreibmaschine ... Ich lese den letzten Satz: „Bernkopf umschloss den Griff des Lederkoffers fester und taumelte in das Espresso.“

Ich will sprechen.

Ich kann nur stöhnen.

Immer wieder.

An der Theke saß eine pummelige Kellnerin und blätterte in einer Zeitschrift. Als sie Bernkopf bemerkte, glitt sie gekonnt vom Hocker, erfreut, jemanden bedienen und ihm den „schönsten Tisch“ am großen Fenster „mit Blick auf den Brunnen“ empfehlen zu können. Bernkopf jedoch setzte sich in eine von draußen nicht einsehbare, dunkle Ecke des Espressos; er platzierte den Lederkoffer am Stuhl neben sich und orderte eine Limonade.

Die Kellnerin notierte dies mit goldenem Füller auf einem unbenutzten Schreibblock, die Limonade servierte sie wenig später auf einem silbernen Tablett; das Glas aber stellte sie derart ungeschickt ab, dass Saft überschwappte und den Bierdeckel bekleckerte – das darauf abgebildete, lachende Kindergesicht. Aufgelöst, den Bierdeckel auswechselnd, bat die Kellnerin um Verzeihung, ließ ihren Blick dabei mehrmals am Lederkoffer verharren, was sie zusätzlich erröten ließ. Bernkopf, ebenso peinlich berührt, fragte sie rasch, ob denn das Kino nebenan immer noch in Betrieb stehe, was die Kellnerin, sichtlich erleichtert über die Nachsicht mit ihrer Tollpatschigkeit, bejahte. Sie erzählte vom Besitzer des Kinos, einem alten Bankier, dem auch das Espresso sowie jenes am Festland gewiss bekannte Schloss nahe dem Ort gehörten – wohl Anlass für Bernkopfs Besuch. Der Bankier habe es erst vor kurzem renovieren lassen und in ein wahres Kleinod verwandelt; die Besichtigung sei kostenlos.

„Sie meinen, ich könnte in das Schloss rein? Ich würde nicht daran gehindert?“

„Selbstverständlich nicht!“

„Das ist verrückt!“

„Das ist selbstlos!“, entgegnete die Kellnerin, erobert und so laut, als sollte man sie bis auf den Platz hinaus hören. „Der Bankier fühlt sich dieser Insel tief verbunden. Leider sind die Leute hier kleingeistige Neider und schätzen ihn nicht. Deswegen ist er auch erkrankt, aber ... sagen Sie, kenne ich Sie nicht? Ihr Gesicht kommt mir plötzlich so vertraut vor ...“

Bernkopf legte hastig einen Geldschein auf den Tisch, griff nach dem Lederkoffer, sprang auf; zögerte aber, als er bereits bei der Tür stand, eilte trotz der Protestrufe der Kellnerin hinter die Theke, schob einen Vorhang beiseite und lief quer durch die Küche bis zum Hinterausgang, durch den er, den Lederkoffer fest an die Brust gedrückt, von der Sonne ausgelacht, verschwand.

Ich verlasse mein Zimmer und gehe in die Küche.

„Ach“, sagt Helene, als sie mich sieht.

Sie steht am Herd und rührt in einem Topf.

„Für wen kochst du?“

„Für wen schon? Du siehst müde aus. Hast du deinen Kaffee noch nicht getrunken?“

Wieder kein Sprechen. Wieder nur Stöhnen.

Immer wieder.

Bernkopf quartierte sich in einem Gasthaus ein, über dessen Tor ein Bildnis von der Fassade abblätterte, welches ihm eine kurzfristige Erektion bescherte: Es stellte ihn selbst dar, gekleidet als Maat. Die Wirtin ließ sich nichts anmerken, führte ihn in ein Mansardenzimmer, durch dessen Fenster die Krone einer Platane zu sehen war. Während Bernkopf den Lederkoffer im Kasten verstaute, wurde er von der Wirtin skeptisch beäugt. Er fühlte sich daher genötigt, zu sprechen, und fragte, ob ihm die Kellnerin über das Schloss die Wahrheit gesagt habe.

„Das stimmt schon“, antwortete die Wirtin gelangweilt. „Weshalb sollte man ein Schloss nicht besichtigen dürfen? Das andere aber, das vom Bankier, ist dummes Gerede. Dieses junge Ding ist eine Lügnerin. Sie ist beleidigt, weil sie als Kind nie ins Schloss eingeladen worden ist; hofft, der Bankier werde es tun, wenn sie diese Legenden verbreitet. Dabei sollte sie froh sein, dass sie nie dorthin musste. Sie hat ihr hübsches Köpfchen noch. Wenn ich Sie übrigens fragen darf – reisen Sie noch in der Nacht ab, oder bleiben Sie diesmal bis zum Frühstück?“

Bernkopf bedeckte mit beiden Händen sein Gesicht. Er bat die Wirtin, zu gehen, und legte sich, ohne die Kleider zu wechseln, in das Bett.

Erst in der Nacht erwachte er wieder. Nicht nur die Wirtin, auch der über der Platane schimmernde Mond starrte ihn an. Bernkopf rührte sich nicht, versuchte abermals einzuschlafen, vergebens: Ihm kam jener Traum in den Sinn, der ihn in jüngster Zeit jede Nacht heimsuchte: Riesige Buchstaben, die alle Helenes Kopf trugen, jagten ihn durch das Schloss, solange, bis er die Flucht aufgab und sich umzingeln ließ. Er musste sich in einem fort drehend den Namen lesen, zu dem sich die Buchstaben arrangiert hatten. Es war Rosalie, der Name seiner Tochter.

Bernkopf stieg aus dem Bett, holte den Lederkoffer aus dem Kasten. „Ich habe es gewusst!“, hörte er die Wirtin keifen und stürzte aus dem Gasthaus. Er irrte durch unbeleuchtete Gassen, angestrengt nach dem Kreischen von Vögeln, dem Jaulen eines Hundes, den Klagen einer einsamen Katze horchend, umsonst. Er sah zum Himmel, zu Helene, die streng auf ihn herab blickte. Er rannte weiter, hinaus auf die Felder, verfolgt von Helene, bis er vor dem Schloss zum Stehen kam.
Aus dem nun fernen Ort war Geschrei zu hören.

Ich laufe aus dem Haus, den Hügel hinunter zum Strand. Am Meer tost ein Sturm. Ein eisiger Wind rötet meine Augen. Ich gehe zur Anlegestelle. Auf meiner Haut klebt Salz und Sand.

„Ach Sie sind es!“, sagt der Schalterbeamte.

„Sie müssen mir eine Fahrkarte geben!“

„Es gibt heute keine mehr.“

„Aber ich muss fort! In meinem Haus ist ein fremder Mann! Er sitzt in meinem Zimmer und trinkt meinen Kaffee! Er schreibt auf meiner Schreibmaschine meine Geschichte!“

„Dann sagen Sie dem Mann, er solle gehen.“

„Das wird meine Frau nicht zulassen. Ich flehe Sie an, geben Sie mir eine Fahrkarte! Ich zahle jeden Preis!“

„Jeden Preis?“

„Wenn ich es Ihnen doch sage!“

Er gibt mir die Fahrkarte.

Erleichtert gehe ich auf das Schiff. Der Sturm hat sich gelegt. Ich stelle mich an die Reling, schaue zum Meer hinaus. Versonnen döst es unter dem blauen Himmel. Möwen lassen sich vom nun sanften Wind tragen. So vergeht der Tag.

Die Nacht ist sternenklar.

Am nächsten Morgen ist immer noch niemand gekommen. Kein anderer Fahrgast, kein Matrose. Ich bin durstig und müde. Ich taumle vom Schiff. Der Fahrkartenschalter hat geschlossen. Ich irre durch den Ort, von Taverne zu Taverne. Sie alle haben geschlossen. Mit letzter Kraft schleppe ich mich zurück zu meinem Haus. Durch das Fenster sehe ich den Fremden.

Am Tisch liegt ein Stapel Papier.

Auf dem Schoß des Fremden sitzt Rosalie.

Immer wieder.

Die Luft im Schloss war stechend wie in einem Hospital. Bernkopf wunderte sich nicht länger über die Großzügigkeit des Bankiers - wer sollte, selbst unentgeltlich, an einem solchen Geruch interessiert sein? Er bemühte sich, nicht seitwärts zu blicken, denn an den Wänden erahnte er Säulen, auf deren Kapitellen, dies schien gewiss, die Köpfe der toten Kinder ruhten. Da hörte er plötzlich Schritte hinter sich, fiel grelles Sonnenlicht durch die Bogenfenster ein. Bernkopf konnte die Augen nicht schließen, er war den toten Kindergesichtern ausgeliefert; Rosalie.

Wie zufällig öffnete er eine Tür, huschte in ein Zimmer, taumelte zum Fenster, riss die Vorhänge auf; richtete seinen Blick auf das Eisenbett. Er war richtig hier. Gleich würden die Sonnenstrahlen den Bankier aus seinen schwarzen Träumen reißen ...

Indes, als dieser erwachte, musterte er lediglich verschlafen seine Umgebung; ein wenig konsterniert, keineswegs erschrocken. Bernkopf blieb unbeirrt, stellte den Lederkoffer am Nachtkästchen ab, griff zur Konsole zum Verstellen der Betthöhe und ließ den massigen Bankiersleib langsam empor steigen, bis dessen ins Kissen eingesunkener, glänzender, kahler Kopf dem seinen ganz nahe war. Bernkopf lächelte. Der Bankier tat es ihm nach. Bernkopf öffnete die Schnalle des Lederkoffers, hob den Deckel an und zog Rosalies Kopf heraus.

Natürlich, Tränen kamen ihm, als er den Schädel seines Mädchens vor dem Gesicht des Bankiers baumeln ließ. Dieser zeigte sich dennoch ungerührt, stierte in die schwarzen Augenhöhlen des Kindes, als ginge ihn das alles nichts an. Ja, er hörte nicht einmal zu lächeln auf, selbst dann nicht, als Bernkopf Rosalies Namen ausrief, schrie, im Gegenteil - der Bankier begann vielmehr, in schrillen Tönen zu singen: „Ro - sa - lie! Ro - sa - lie!“ ... Es war das Kreischen von Vögeln, das Jaulen eines Hundes, die Klagen einer einsamen Katze. Bernkopf spürte, Helene lauerte hinter ihm, ungeduldig, nein: zornig; er fluchte, rüttelte an den Schultern des Bankiers - er begriff es nicht. Wie konnte dieser die Gelegenheit ausschlagen? Ein Wort, ein einziges Wort schon würde Helene genügen!

Da verstummte der Gesang des Bankiers, verflug dessen Lächeln; Bernkopf schöpfte neuen Mut, allerdings ...

betrat die Wirtin das Zimmer und stapfte mit einem langen Kochlöffel ausgestattet auf ihn zu. Er wollte ihr seinen nächtlichen Aufbruch erklären, als er an Armen und Beinen gepackt wurde ... fremde Stimmen seinen Namen rufen hörte. Er dachte an den Olivenbaum auf dem Grab. Rosalies Kopf wurde ihm entrissen, achtlos, als wäre sie kein Mensch gewesen! An allen Körperstellen fasste man ihn an, mit kalten, schmutzigen Händen ... der Olivenbaum blühte auf... Bernkopf versinkt in einer Grube ... der Boden ist weich, fast zärtlich; wärmend wie die Erinnerung an Rosalie; die Erinnerung an Rosalie, Helene und ihn. Er wird zugedeckt, von der Kellnerin, liebevoll auf ihn herab blickend, lächelnd. Die Wirtin streichelt seine Wange. So wird es dunkel.

Ich stolpere in das Haus. Helene erwartet mich in der Küche.

„Warum ist er noch hier?“, frage ich.

Sie deutet zum Tisch.

„Ich habe wieder versagt?“

Helene schüttelt den Kopf. „Er hat versagt. Aber eines Tages wirst du es schaffen. Ich liebe dich.“

Ich schlurfe zum Tisch und nehme den violetten Lederkoffer.

Abermals gehe ich zum Strand. Der Schalterbeamte gibt mir die Fahrkarte.

„Diesmal ist es eine echte“, sagt er. „Sie werden wieder kommen?“

„Immer wieder.“

Dies ist die vierte Puppe gewesen, die Peter Bernkopf in diesem Monat geköpft hat. Er wird so viele wie nötig bekommen.